

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 30.

Dienstag, 5. Februar.

1929.

(16. Fortsetzung.)

Fräulein Deutschland.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Rosa Porten.

11.

Die Vorbereitungen zu dem neuen Film „Die Zwingerin des Djeans“ waren äußerst beschwerlich und zeitraubend. Drei Wochen lang mußte Thea ihren Morgenschlummer opfern, um pünktlich in der Flugschule zu sein, wohin sie, verschlafen und in unzählige Decken gehüllt, das elegante Auto brachte. Wenn sie so durch das erwachende Berlin dahinfuhr, durch die öden Straßen der Vorstädte, in denen ein breiter Strom von Arbeitern sich staute, mußte sie oft der Tage gedenken, da sie selbst fröstelnd sich durch diese namenlose Menge gewunden, hastend und ängstlich besorgt, ja nicht zu spät im Bureau zu erscheinen. Wie hatte sie damals die Frauen beneidet, die sie oft, in üppige Pelze vergraben, im bequemen Wagen dahinsausen sah. . . . Jetzt hatte sie alles das, was sie einst wie einen nie erfüllbaren Traum ersehnt, erreicht. War sie nun glücklicher, als in jener Zeit hoffender Erwartung. . . ? Waren es nicht eigentlich köstliche Stunden gewesen, in denen sie und Frank schillernde Luftschlösser bauten, und er sie würdigte, teilzuhaben an seiner Welt der Töne und Gedanken. . . ? Hätte sie ihn damals verstehen können, seine ehrliche Verachtung aller Außerselbstlichkeiten und billiger Erfolge, wie sie heute glaubte ihn begreifen zu können.

Die Stimmung hielt aber gewöhnlich der auf sie einströmenden Wirklichkeit nicht lange stand. Mochte Frank tausendmal Recht mit dem haben, was er über die erbärmliche Hohlheit des Tagesruhms gesagt, — sie unterlag doch immer wieder dem Riegel, von allen gekannt, beneidet zu werden. Wenn sie hinter sich tuscheln hörte und ihr Name aus Ohrs Ohr schlug, klopfte ihr Herz höher, und vergessen war jede sentimentale Philosophie.

Die sportliche Schulung, der sie sich auf Kramers Veranlassung gewissenhaft unterzog, tat ein übriges dazu, ihre Nerven zu stählen und sie von allem Gräßlichen abzulenken. Wenn keine Aufnahme angefeht war, ging es vom Flugplatz sofort in die Reitbahn. Nachdem sie die erste Angst vor dem Herunterfallen glücklich überwunden, machte ihr das sanfte Wiegen auf geduldigem Pferde große Freude, zumal der sie unterrichtende Stallmeister erklärte, daß sie eine glänzende Reiterfigur habe, und keine seiner Schülerinnen so leicht und so schnell gelernt habe wie sie.

Endlich war man so weit, daß der Fluglehrer es glaubte verantworten zu können, Thea allein eine Maschine auf kurze Zeit anzuvertrauen. Das sportliche Gewand stand ihr verblüffend gut. Schönbehl drehte mit offenem Munde, wie von einer überirdischen Erscheinung geblendet, mechanisch die Kurbel des Apparates und mußte wiederholt durch kräftige Flüche seines Regisseurs in die Wirklichkeit zurückgerufen werden. Die Szenen, die im Schuppen und auf dem Startplatz spielten, waren aufgenommen, und der große Moment, da sie allein in dem schwanken Flugzeug die sichere Erde verlassen sollte, nahte. Der Pilot, dem Theas bleiches Gesicht Besorgnis einflößte, hielt es für seine Pflicht, sich noch einmal zu vergewissern, ob seine Schülerin die Lektion völlig beherrschte.

„Sind Sie, gnädige Frau, nun über alles orientiert?“ fragte er, nachdem er seine ausführlichen Erklärungen beendet hatte.

„Ja, ja!“ gab Thea nervös zurück. „Ist alles fertig? Dann also los!“

Wie es die Rolle vorschrieb, bestieg sie eilig den Führersitz. Zwei Monteure warfen den Propeller an, der Motor surrte, und saugend fuhr die Maschine davon. „Mensch, Giel, drehen Sie doch!“ rief Kramer wütend dem Photographen zu, der einen Moment vor lauter Staunen vergessen hatte, seinen Apparat zu bedienen.

„Ehrlich gesagt, ich gab' etwas drum, wenn die gnädige Frau wieder gesund unten wäre“, raunte der Fluglehrer Baumann zu, der wieder den männlichen Helden des Films spielte. „es ist doch eine verdammt riskante Sache, so eine junge Frau allein loszondeln zu lassen.“

Thea hatte inzwischen die Maschine gewendet und steuerte auf den ihr vorher bezeichneten Landungsplatz los. Das Dahingleiten, losgelöst von aller Erdschwere, machte ihr Herz merkwürdig frei von allem, was es bisher bedrückt. . . . Plötzlich erinnerte sie sich ihrer Rolle, nahm alle Kraft zusammen, um sich das, was sie gelernt, ins Gedächtnis zurückzurufen, ging klopfenden Herzens niedriger und maß die Entfernung, die sie von der Stelle, an der sie landen sollte, trennte. Mit einem Male kam sie sich so hilflos vor, daß sie hätte weinen und laut schreien mögen. Dann aber besann sie sich. Richtig, jetzt mußte sie den Motor abstellen. . . ! Das Knattern verstummte, und in langsamer werdendem Gleitflug senkte sich der Apparat herab. . . . Kramer sah, daß sie den verabredeten Ort nicht erreichen konnte und dirigierte in fiebernder Hast den zitternden Schönbehl an eine andere Stelle, von der aus er die Landung gut aufnehmen konnte. Er hatte völlig vergessen, daß seine Frau in ernstlicher Gefahr schwebte, daß ein Versagen ihrer Hand den sicheren Tod für sie bedeuten würde, — er bangte nur um den Film, dessen gutes Gelingen für ihn und die Firma eine Lebensfrage war. . . .

Jetzt war das Flugzeug nur noch drei Meter vom Erdboden entfernt. Der Lehrer rief Thea, die bleich vor sich hinstarrte, etwas zu, sie mißverstand es, und schon fiel die Maschine wie ein Stein herab, traf krachend auf den hartgefrorenen Boden auf und überschlug sich.

„Verdammt, hat sie doch noch glücklich „Kleinholz“ gemacht“, knurrte der Lehrer, während er zusprang, um Thea Hilfe zu leisten.

„Schönbehl, so drehen Sie doch weiter, Himmel-donnerwetter noch einmal!“ schrie Kramer den wie versteint dastehenden Photographen an und hielt die Zuschauer, die herbeigeeilt waren, zurück. Nur die beiden Monteure und Baumann durften ins „Spielfeld“ und dem Piloten behilflich sein, der jetzt Thea unverletzt, aber am ganzen Leibe zitternd, unter den Trümmern hervorholte. Erst als diese Szene in allen Einzelheiten auf dem Film festgehalten war, gab er Schönbehl ein Zeichen aufzuhören und ging auf Thea zu. Die Freude, einen so wirksamen Effekt sicher in der Kasse nach Hause tragen zu können, machte es ihm schwer, bangende Besorgnis in die Frage zu legen, ob Thea sich

versteht habe. Sie fühlte sich jedoch, nachdem der lähmende Schreck sich ein wenig gelöst, leidlich wohl. Nur drängte sie mit unbegreiflicher Hast, den Flugplatz zu verlassen. Arthur hob sie mit aller Eile, deren er fähig war, ins Auto, deckte sie umständlich zu und stieg dann, nachdem er dem Chauffeur den Auftrag gegeben hatte, nicht zu schnell zu fahren, zu ihr ein.

„Hast du Schmerzen, Liebste?“ fragte er, ihr mechanisch die wachsblassige Hand streichelnd. Seine Gedanken waren noch immer bei der Sensation, die der Absturz im Film machen mußte. Wenn nur Schönbedl, dieses Riesenroß, nichts beim Entwideln verdarb . . . !

Sie verneinte, und er suchte sie zu beruhigen, da sie plötzlich anfing, herzzerbrechend zu weinen.

„Was hast du denn, Kleine?“ sagte er zärtlich. „Hat dir die dumme Geschichte doch geschadet . . . ?“

Es dauerte geraume Weile, ehe sie sprechen konnte. Immer wieder unterbrochen heiße Tränen ihre Rede.

„Du bist wohl sehr böse, daß mein Ungeschick dir den Film verdorben hat . . . ?“ sagte sie schluchzend.

„Aber, liebes Kind, davon ist ja gar keine Rede! Daß das nur meine Sorge sein! Ich glaube bestimmt, daß wir trotzdem einen Schlager ersten Ranges haben!“

„Meinst du wirklich? Ach, wie wollte ich mich darüber freuen . . . !“

Er nahm wieder ihre Hand.

„Weißt du, Thea, du wirst dir jetzt mal eine längere Pause gönnen müssen. Deine Nerven hat die Fliegerei doch arg mitgenommen. In den nächsten Tagen habe ich ja sowieso mit dem „Kleben“ zu tun, — da kannst du dich ordentlich ausruhen . . . !“

Sie lächelte ihm selig zu. Wie gut er war! Da hatte sie ihm doch wahrscheinlich durch ihre Unachtsamkeit die Arbeit vieler Wochen verdorben, von der so unendlich viel für ihre Zukunft abhing — und er hatte nicht ein Wort des Vorwurfs für sie und dachte nur daran, ihr Erholung zu verschaffen . . . !

Die ungünstigen Folgen dieses Anfalls für Theas Gesundheit waren größer, als sie selbst wohl anfänglich geglaubt. Noch lange Zeit hindurch litt sie an einer nervösen Schreckhaftigkeit, die sie bei einem unerwarteten plötzlichen Geräusch zusammenfahren ließ und fast allnächtlich ihren Schlummer jäh unterbrach. Dann lag sie stundenlang wach, und die Visionen, unter denen sie offenen Auges ächzte, waren fast qualvoller noch, als die, die der Traum ihr brachte. Seltsamerweise kam die ersehnte Ruhe erst über sie, wenn sie Franks gedachte . . .

Wieder vernahm sie seine liebe Stimme, die so sanft sein konnte, so schmeichelnd, und die sie so oft doch hatte wettern gehört, gegen alles, was unecht war und verlogen. Schweratmend richtete sie sich dann auf, und wenn sie nun ihres Mannes gedachte, packte sie ein unerklärlicher Zorn gegen ihn, dem so jedes Verständnis fehlte für die Not ihrer Seele.

Das Negativ des neuen Films war über Erwarten gut geworden, doch die Herstellung der Zwischentitel, der verbindenden Texte nahm viele Tage in Anspruch, da Kramer sich mit Wortmeister über ihren Wortlaut nie einigen konnte und nicht genügend federgewandt war, um allein damit zustande zu kommen.

In einem Moment tiefster Depression hatte Thea einen zärtlichen Brief an ihre Schwester geschrieben, in dem sie ihr Unrecht zugab und herzlich bat, sie doch einmal wieder aufzusuchen. Edith hatte anfangs gezögert, sogleich nachzugeben, da sie die Kränkung, die ihr im Hause Kramer zugefügt worden war, noch immer schmerzte. Deri aber, dessen Leitspruch es war, daß alles begreifen alles verzeihen heiße, hatte seiner Frau selbst zugeredet, nicht nachtragend zu sein.

So war denn Edith an einem der seltenen Vormittage, an dem sie keine Probe hatte, nach dem Kurfürstendamm hinausgewandert. Thea hatte sie begrüßt wie einen Menschen, den man schon verloren geglaubt, hatte sie geherzt und geküßt und war so ins Plaudern gekommen, daß Edith, wenn sie die Augen schloß, sich in ihre traute „Gute Stube“ in der Luisenstraße zurückversetzt glauben konnte. Dann hatte der Theater-Wellen, der, wie er versicherte, nur auf einen Moment kam, um sich nach dem Befinden Theas zu er-

kundigen, die Stimmung jäh zerrissen. Mit dem Behagen einer alten Kaffeeschwester frante er den widerlichsten Kulissenratich aus, und Edith sah mit immer wachsendem Erstaunen, wie die Schwester, die ihr eben noch die zartesten Regungen ihres Herzens anvertraute, plötzlich an diesem hohlen gewöhnlichen Gefallen fand. Sie hörte so andächtig zu, daß sie Edith kaum aufforderte, noch etwas zu bleiben, als diese sich zum Gehen anschickte.

Die Aufnahme ihrer gewohnten Tätigkeit brachte Thea rasch wieder ins seelische Gleichgewicht. Wenn auch der Film mit dem sensationellen Absturz einen Bombenerfolg hatte, zitterte Kramer doch noch immer vor der ständig wachsenden Konkurrenz. Die stehrige Hast in dieser nie endenden Jagd nach Erfolg und Gewinn hatte Thea bald wieder völlig in ihren Bann genommen. Gleich ihrem Mann betrachtete sie das ganze nur noch unter dem Gesichtswinkel des Geschäftes und fand kaum einmal eine stille Stunde. Auch ihre Zerstreuungen und die glänzenden Feste, auf denen sie um jeden Preis Aufsehen erregen mußte, waren ein Teil ihrer Arbeit geworden, von deren gewissenhaften Erledigung in den Kontobüchern Feldbauers die Einnahmeposten abhingen.

So bedeutete es auch für die „Lassen-G. m. b. H.“ einen schweren Schlag, als der Tod ihrer Mutter Thea zwang, mitten in der Saison auf einige Zeit von der Bildfläche zu verschwinden. Kramer, der über diese „Unannehmlichkeit“ in ärgerlichen Worten sprach, fand seinen einzigen Trost darin, daß das Schwarz der tiefen Trauer seiner Frau verblüffend gut stand, und er darum als erster einen Film herausbrachte, in dem sie eine junge Witwe spielte. Die Bilder Theas im wallenden Kreppschleier fanden reißenden Absatz. Man konnte fast einen Monat lang keine illustrierte Zeitschrift aufschlagen, aus deren Blätter einem nicht ihre fragenden Märchenaugen anblickten, das zarte Oval ihres Gesichts vom Witwenschleier umrahmt.

(Fortsetzung folgt.)

De Hiazinde.

Ich habb mir änn Hiazinde
Gegoost, was 'ch forchtbar reizvoll finde.
Mr weesses doch nu nich genau,
Blicht die mal rot, weiß oder blau.
Daachdäächlich dutse 'n bißchen wachsen.
Se nimmt sich Zeit (se is aus Sachsen).
Un wie 'ch ooch auge um se rum,
De Jarwe bleibt Misdärium.
Nu eemal wärd de Gnosbe gnalln,
Se dut mr schon noch dän Gefalln
Un zeicht mr ihre Gläägchen frei —
Doch dann is ähmd dr Reiz vorbei.

Lene Boigt.

Der „schwarze Ritter“.

Skizze von Oleg Verting (Brünn).

Die Stirn gegen die Fensterscheibe seines Abteils gelehnt, bläute Baron Bodo Hövden schwermütig in die dunkle Regennacht hinaus. Er hatte sein Studium in Deutschland beendet und lehrte auf sein Gut Seedorf in Estland zurück. So sehr er auch die Scholle seiner Väter liebte — der Gedanke an das Leben in der herbstlichen Einsamkeit, das ihm jetzt bevorstand, stimmte ihn doch traurig. Um so mehr, als es mit der großzügigen, ländlichen Geselligkeit und dem frohen Jagdaetriebe von früher vorbei war. Vielleicht für immer. Die estländische Regierung hatte die deutschen Gutsbesitzer nah und fern von ihren Gütern vertrieben und das Vätererbe unter andersstämmige Bauern verteilt. Nur er und noch einige wenige Deutsche durften einen kleinen Teil ihres Besitztums behalten, da sie sich im Freiheitskriege gegen die Bolschewiken ausgezeichnet hatten. Der Unterschied von heute und gestern lastete schwer auf Baron Bodo.

Das Geleise machte eine scharfe Biegung, und der Zug verließ den Wald. Regentriebe Lichter tauchten in der Ferne auf. Der Baron fuhr jäh aus seinen Gedanken empor und empfand ein leichtes Unbehagen. Er war am Ziel. Es wurde hell, und die Räder standen still.

Ein Diener erwartete ihn und nahm das Gepäc. Noch

einen letzten Blick warf der Baron auf die ungleichmäßig erleuchtete Fensterreihe des Zuges. Dann tauchte er im Dunkel seiner altmodischen Kalesche unter. Nur langsam ging es weiter auf den durchweichten Wegen, in der sturmgepeitschten Finsternis.

Ein ekelhaftes Frieren trotz klebrig durch den Körper des Reisenden. Ab und zu versank er in einen unruhigen Halbschlummer. Dann sah er gräßliche Spukgestalten in totem Reigen an sich vorüberziehen. Einige hielten, nahe und groß, vor ihm still und schnitten scheußliche Graven. „Ich muß wohl Fieber haben“, dachte der Baron und fühlte seinen Puls, der hart und schnell daherjagte. Wieder versank der Einsame in sein halbwachtes Träumen.

Endlich hielt der Wagen nach Durchquerung des düsteren Parkes vor der Freitreppe des Schlosses, das in tiefe Dunkelheit gehüllt lag. Nur aus dem Erdschoß drang mattes Licht durch die geschlossenen Fensterläden. Dort hausten der Diener, die Köchin und einige der wenigen ihm noch verbliebenen Gutsarbeiter.

Unendlich hob sich das gelbgraue, nicht sehr große Gebäude gegen den schwarzen Grund der tannenbewachsenen Uferfelsen ab. Unheimlich wie die Gruft eines Riesen, dem das Deulen des Sturmes und das Brausen des nahen Meeres ein schauerliches Totenlied sangen, während rauschende Regenfluten weinten.

Ein Gefühl unendlicher Verlassenheit überkam den Baron. „Warum brennt kein Licht?“ fragte er den Diener. „Die Elektrizität hat versagt und kann vor morgen nicht in Ordnung gebracht werden. Mit Kerzen aber müssen wir sparen. Es sind wenig da, und die Nacht ist lang.“

Noch einsamer fühlte sich der Baron im großen Speisesaal, den zwölf Kerzen in alttümlichen, silbernen Tischleuchtern nur ungenügend mit flirrendem Licht erhellten. In der feuchten Kühle des alten, noch nicht geheizten Steinhäuses schlugen plötzlich seine Zähne leicht gegeneinander. Mit Mühe gelang es ihm, einige Bissen hinunter zu würgen. Desto eifriger sprach er dem heißen Grog zu, den er sich mit kochendem Wasser aus dem Samowar selbst braute.

Mit tiefen, getragenen Schlägen schlug die alte Standuhr die zwölfte Stunde. Durch die offene Tür sah der Baron im Spiegel des benachbarten Zimmers, wie der hinter ihm stehende Diener zusammenschrak und blaß wurde. Deutlich leuchtete sein großes, weißes Gesicht auf der glänzenden Oberfläche. Baron Bobo war frei von jedem Aberglauben. Aber in diesem Augenblick durchbeißte ihn doch irgend eine urmenschlische Furcht vor den Unbegreiflichkeiten der Nacht, das Grauen vor der jetzt einsetzenden Geisterstunde. Doch beherrschte er sich sofort und fragte den Diener in etwas spöttischem Ton, was ihn so erschreckt habe.

„Der ‚Schwarze Ritter‘ soll um Mitternacht noch immer umgehen“, erwiderte der Diener ängstlich. Nicht gerne sprach er diesen furchtbaren Namen aus. Dem Baron fiel die alte Sage seines Geschlechts ein. Der „Schwarze Ritter“ kündete Unglück. Gleich nachdem er zum erstenmal erschienen war, brachen die russischen Scharen unter Iwan dem Schrecklichen ins Baltland ein, und der Ahnherr des Geschlechts trug zugleich mit der Siegesbotschaft eine tödliche Wunde heim. Wie ein kalter Hauch umwehte es plötzlich den Baron.

„Unsinn!“ fuhr er auf. Etwas barsch, um sich selbst zu beruhigen. „Die Zeit der Schloßgespenster ist längst vorüber! Du bist ein Hasenfuß, mein lieber, alter Jaan“, fügte er lächelnd hinzu. Der Diener zuckte die Achseln und schwieg. „Geh schlafen“, sagte der Baron, „und schlag dir deine Hirngespinnste aus dem Kopf.“

Der Diener ging. Der Baron trank noch hastig einige Gläser Grog und begab sich dann auch zu Bett. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. Eine sonderbare Unruhe quälte ihn. Seine Stirn glühte, seine Pulse flogen, und immer wieder kreuzte die Riesengestalt eines schwarzen Ritters die wirren Bilder, die einander in seinem Gehirn jagten. Unruhige Gedanken peinigten ihn. Schloß Seedorf lag hart am Meer, dessen zerklüftete Ufer gerade an dieser Stelle von Schmugglern wimmelten. Wie leicht konnte sich darunter gefährliches Gefindel mischen, das, aufgehetzt von holländischen Kaitatoren, bei Gelegenheit auch einem Gutsbesitzer an den Kragen wollte. Vom Schloß aber führte ein alter, unterirdischer Durchgang zum Meer. Vielleicht hatten Unberufene ihn zufällig gefunden, die nun Böses planten. Möglicherweise war es kein Zufall, daß die Elektrizität gerade heute, am Tage seiner Ankunft, versagt hatte!

Es war nicht mehr zum Aushalten. Er mußte Gewißheit haben! Zugleich reate sich in ihm die Lust am Abenteuer. Er beschloß, den geheimen Gang aufzusuchen und sprang aus dem Bett. Das Zimmer, in das er mündete, war auch der Ort, wo der „Schwarze Ritter“ sich zu zeigen pflegte. Eine Kerze in der Linken und die Hand mit dem entzündeten Bromning in der Tasche seines Schlafanzuges, machte der Baron sich auf den Weg.

Das flackernde Licht warf spukhafte Schatten in die hohen, weiten Räume. Der Fußboden knarrte; hier und

wieder knarrte ein altes Möbeldruck. Die hohen Wände und Decken warfen diese Geräusche mit vervielfältigter Kraft zurück, und schauerlich hallten sie durch die zuckenden Dämmer-schatten der Nacht. Draußen heulte der Sturm, und der Regen trommelte unaufhörlich gegen das Fenster.

Der Baron fühlte, daß statt des menschlichen Feindes, den er suchte, ein anderer, viel schlimmerer Feind sich aus dem Hinterhalt auf ihn geworfen hatte — das Grauen. Immer fester packte es ihn mit seinen eisigen Krallen und trieb ihn unaufhaltsam vorwärts, einem unheimlichen Etwas entgegen, dessen Wesen und Gestalt er sehen, fassen, greifen mußte, um es zu überwinden! So trug die unwiderstehliche Neugier des Grauens seine Schritte und beflügelte sie...

Keine Macht der Erde hätte ihn jetzt veranlassen können, umzusehen. Denn sonst wäre dieses Etwas hinter ihm her geschlichen, und jeden Augenblick hätte er erwarten müssen, daß es ihm würgend in den Nacken sprang.

Da stand er schon vor dem Zimmer. Dunkel gähnte die vom Alter geschwärzte Eichentür ihm entgegen. Am liebsten hätte er blindlings draußlos geschossen, um die furchtbare Spannung seiner Nerven zu zerreißen. Doch beherrschte er sich, blieb stehen und suchte in der Tasche nach dem Schlüssel.

Da öffnete sich die Tür plötzlich geräuschlos. Ein Licht blitzte auf und erlosch sofort wieder. Dunkle Gestalten verschwammen ineinander, wuchsen ins Riesenhafte... Drohend türmte sich der „Schwarze Ritter“ vor ihm auf...

Wie ein Schraubstock preßte das Entsetzen dem einsamen Manne die Brust zusammen. Raum noch wissend, was er tat, schoß er seinen Revolver leer. Wie eine Kette von Hammer-schlägen prasselte das Knallen der Schüsse in sein Gehirn... Dann versank er in endlose Leere.

Als er wieder zu sich kam, lag er in seinem guten Bett, und vor ihm sah, zufriedenen Schmuckes, der alte Kreisarzt. „Na, da wären wir ja wieder obenau!“, sagte der und fügte anerkennend hinzu: „Bei einem reichlichen Liter Alkohol im Leibe und vierzig Grad Fieber zwei Banditen glatt zu erschließen, ist eine Leistung, zu der ich Sie wirklich beglückwünsche, Herr Baron!“

Der Angeredete sah ihn erstaunt und fragend mit noch etwas matten, verschlafenen Augen an.

„Jawohl“, bekräftigte der Arzt seine Worte. „Aber den Gang lassen Sie zumauern; der ist nichts für unsere Zeit.“

Welt u. Wissen

* Die Entdeckung von Newtons Bibliothek. Als Newton im Jahre 1727 gestorben war, suchte man vergebens dem Verbleib seiner Bibliothek nachzuspüren. Ein Verehrer des großen Gelehrten, der nicht genannt sein wollte, setzte die stattliche Summe von 500 Pfund für den aus, der nachweisen könne, wohin sie gekommen sei. Aber alles war vergebens. Nun hat der Zufall nach mehr als 200 Jahren diese Reliquie englischer Wissenschaft plötzlich aus Licht gezogen. Ein Bücherfreund, Oberst Willamil, hat in der kleinen Stadt Cirencester in Gloucestershire bei einem Altwarenhändler einen Haufen von Büchern und Manuskripten aufgetrieben, die achlos in einer Ecke lagen, und in dieser „Matulatur“ die Bibliothek des genialen Physikers feststellte. Da man unter den Büchern einen Katalog fand, der von Newtons eigener Hand geschrieben ist, so ließ sich leicht feststellen, daß es sich hier wirklich um Werke aus seinem Besitz handelt. Die Bedeutung des aufsehenerregenden Fundes wird jetzt von einer Kommission von Sachverständigen untersucht, die die Royal Society, die britische Akademie der Wissenschaften, deren Präsident Newton war, nach Cirencester gesandt hat. Der eingehende Bericht dieser Kommission wird völlige Aufklärung über den wichtigen Fund bringen, doch schon jetzt lassen die Mitteilungen von Willamil erkennen, daß es sich um eine Entdeckung von höchstem wissenschaftlichem Interesse handelt, die in dieser kleinen Provinzstadt gemacht wurde. Newtons Bibliothek umfaßte bei seinen Lebzeiten 1870 Bände; einen Teil davon hat er aber noch selbst verschiedenen gelehrten Körperschaften geschenkt, darunter auch der Royal Society, die sie als kostbare Erinnerungen bewahrt haben. Die fehlenden Bücher, genau 860, haben sich sämtlich in Cirencester vorgefunden; viele von ihnen enthalten handschriftliche Randbemerkungen Newtons. Unter den Manuskripten befindet sich aber auch Ungedrucktes. Willamil hebt besonders eine Handschrift von 110 Seiten hervor, die sich mit der Natur des Mondes beschäftigt; sie ist eigenhändig von Newton geschrieben und scheint sein letztes Werk zu sein, das er nicht mehr zum Druck befördern konnte. Auf welche Weise diese Schätze nach dem kleinen Ort in Gloucestershire gelangt sind, ist noch nicht aufgeklärt.

Komfort ist kein Luxus.

Von Gustav Gleichen.

Was heute außergewöhnlich ist, wird morgen selbstverständlich sein. — Nützlicher und unpraktischer Komfort. — Ersparrung von Zeit und Geld durch Komfort.

Es herrscht nur allzuoft die Meinung, daß alles das, was der Engländer heute mit dem Namen Komfort bezeichnet, überflüssiger Luxus ist und eigentlich nur eine unnütze Belastung des Lebens darstellt. Nun muß man sich aber einmal darüber klar werden, daß gar vielerlei Dinge unter diesen einen Namen zusammengefaßt werden, und daß daher auch die negative Beurteilung, die für einen Teil dieser Dinge zutrifft, doch auf das Ganze ausgedehnt, verfehlt ist. Wir pflegen heute mit dem Begriff „Komfort“ alles das zu verbinden, was geeignet ist, die Lebensführung im weitesten Sinne reibungsloser und erfreulicher zu gestalten. Darunter muß man also ebensoviele das Telefon, das Bad und das elektrische Licht verstehen, wie etwa auch jene reinen Luxusgegenstände, wie z. B. teures Porzellan, ultramoderne Kleider und raffinierte Lebensgenüsse. In Wirklichkeit aber hat man zwischen diesen beiden Arten des Komforts reinlich zu scheiden. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß es nützlichen und überflüssigen Komfort gibt. Allerdings läßt sich die Scheidungslinie zwischen diesen beiden Arten von Komfort nicht immer leicht ziehen und es ist meist erst immer Sache der nächsten Generation festzustellen, was brauchbar gewesen ist und was überflüssig und Unsinn gewesen war. Wer nämlich die Welt mit offenen Augen betrachtet, der wird feststellen können, daß stets der Luxus von gestern die Lebensnotwendigkeit von heute ist. So war z. B. noch vor einer Generation das Telefon in einem Privathaushalt eine Tatsache, die kurzweg als Verschwendung bezeichnet wurde. Heute aber wird wohl jeder Mensch, der es sich einigermaßen leisten kann, sich einen privaten Anschluß halten, und wer es trotzdem nicht tut, der wird mit Recht als rückständig betrachtet. Ähnlich ging es auch mit vielen anderen Dingen. Das Bad im Hause z. B. galt noch zu den Zeiten unserer Eltern und Großeltern als ein Luxus, den sich höchstens Millionäre leisten konnten, heute aber wird keine neue Wohnung gebaut, wo diese Einrichtung fehlt. Ähnlich wird es zweifellos auch mit vielen Dingen gehen, die wir heute als übertriebenen Luxus ansehen. Mit der Zeit wird sich das ganze Leben auf diese neuen technischen Errungenschaften umstellen und sie werden dann ebenso selbstverständlich sein, wie alle jene alten Güter menschlicher Arbeit, auf denen unser Leben seit Jahrhunderten aufgebaut ist. Denn genau betrachtet war alles irgendwann einmal Komfort und Luxus. Ebensoviele die Taschenuhr, wie das Streichholz, ja sogar Stuhl, Bett und Taschentuch haben noch vor nicht allzulanger Zeit als derartig überflüssige Dinge gegolten. Wer aber dachte heute daran, ein Leben ohne diese Einrichtungen zu führen? Damit soll aber noch nicht gesagt sein, daß jede technische Neuerung nun auch schon lebensnotwendig ist. Nur was den Lebensprozeß in seinen verschiedenen Formen wirklich zu fördern vermag, was uns Zeit und Arbeit, Anstrengung und Ärger erspart, darf als nützlicher Komfort betrachtet werden. Die Schreibmaschine z. B., die es uns ermöglicht, das einst mühselige Geschäft des Schreibens in viel kürzerer Zeit besser zu erledigen, ist solch ein Gegenstand nützlichen Komforts, der vielleicht schon in der nächsten Generation die Handschrift bis auf gewisse Reste vollkommen verdrängt haben wird. Es wäre wohl bei uns in Deutschland ebenso mit dem Automobil, wenn wir Verhältnisse hätten, wie sie in den Vereinigten Staaten bestehen. Da aber bei uns die Einkommensverhältnisse nicht gleich günstig sind, so gilt heute in Deutschland das Privatauto mit Zug und Reichtum noch immer als ein Gegenstand persönlichen Luxus. Was eben als Luxus anzusprechen ist und was als wichtiger Komfort betrachtet werden muß, wird letzten Endes bestimmt von der Leistungsfähigkeit des einzelnen und einer ganzen Generation, aber wenn sich erst die noch junge Erfindung eingefügt hat in den Gesamtrahmen unseres Lebens wird das gestern außerordentliche bald Grundlage des allgemeinen Wohlbefindens sein.

Gibt es noch ein „schwaches Geschlecht“?

Von Dr. med. G. Zidgraf (Bremerhaven).

Wenn man die Entwicklung des weiblichen Geschlechts von der Geburt bis zum Lebensende betrachtet, so fällt im Gegensatz zum männlichen Geschlecht auf, daß schon im ersten Lebensjahr das weibliche Geschlecht sich als lebensfähiger erweist als das männliche. Es sterben nämlich an angeborener Lebensschwäche 30 vom Hundert mehr Knaben als Mädchen und gleichen so ungefähr den Geburtsüberschuß an Knaben wieder aus. Umgekehrt sterben viel mehr Frauen, etwa 40 vom Hundert, an Altersschwäche als Männer, sie erreichen also das normale Lebensende. Und auch unter den höchsten ermittelten Altersstufen sind weitaus die Frauen in der Mehrheit. Daraus also, aus der geringeren Sterblichkeit an angeborener Lebensschwäche und dem höheren erreichten Lebensalter, läßt sich durchaus kein Schluß auf die sogenannte Schwäche des weiblichen Geschlechts ziehen.

Die ärztlichen Erfahrungen bestätigen noch in anderer Hinsicht die Unfalschheit dieser Redensart. Jeder Arzt weiß, daß Frauen mehr und leichter Schmerzen aushalten können als Männer, daß sie im allgemeinen bei kleineren und größeren Operationen mutiger sind als Männer. Auch bei Blutverlusten ist die Frau viel zäher und kann viel mehr ertragen als der Mann.

Neuerdings haben auch Erfahrungen beim Sport gezeigt, was Frauen leisten können und wie sie hier manchmal über die einzige Überlegenheit des starken Geschlechts, über die Muskelkraft, obliegen können. Selbst die Muskelkraft des Mannes ist noch nicht einmal immer im größeren Maßstab vorhanden. Frauen aus dem Volke, die arbeiten müssen, und Frauen aus dem Bürgerstande, die ihren Haushalt selbst besorgen, sind häufig muskelfräftiger als ihre Männer, die keine so schwere Arbeit haben.

Nun erhebt sich die Frage: „Wie konnte die landläufige Meinung von dem schwachen Geschlecht entstehen?“ Da erinnern wir uns eines glücklicherweise der Vergangenheit angehörigen Kleidungsstücks, des Mieders oder Korsetts. Nur dieses hat die Frau zu jenem blutarmen, leistungsunfähigen Geschöpf gemacht, das mit Recht als schwaches Geschlecht bezeichnet wurde. Noch vor wenigen Jahrzehnten war es Mode, dem Mädchen, das bis dahin in bezug auf Spielen und Turnen und Wettlaufen dem Knaben nicht nachstand, im vierzehnten oder fünfzehnten Jahre ein Korsett anzuziehen. Dann hörte allerdings ein Wettkampf mit dem Knaben auf. Blutarmut und Bleichsucht waren die Folge, Ohnmachten gab es bei jeder Gelegenheit und körperliche Arbeit konnte nicht mehr geleistet werden.

Interessante Versuche sind darüber in Königsberg an der Universität gemacht worden. Hier stellte es sich heraus, daß Mädchen ohne Korsett gerade so leistungsfähig waren wie junge Männer und daß auch die Unterschiede im Gehalte an rotem Blutfarbstoff, die man früher für eine physiologische Schwäche des weiblichen Geschlechts hielt, nicht mehr bestanden, d. h. durch die sportliche Tätigkeit vollkommen ausgeglichen waren.

Die Frau als Künstlerin.

Gemessen an der großen Zahl der männlichen Kunstwerke erscheint der weibliche Anteil noch gering — aber vielleicht haben wir aus mancherlei Vorurteilen die Arbeit der Frau nicht im gleichen Maße beachtet, bis uns die Leistung einer Schauspielerin ergriff und uns das Wirken unserer Frauen im Kriege und später in den Berufen die gleiche Achtung abnötigte. Das neue Heft 9 der Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur“ vereinigt mit Frau und Gegenwart“ berichtet von dem stillen und bescheidenen Wirken deutscher Frauen in Malerei, Plastik, Musik und Theater; es zeigt uns Arbeiten der Goldschmiedekunst, Kostüme und Gemälde. Viele erfahren zum ersten Male Namen von schätzenswerten Frauen, deren Werke Entdeckungen bedeuten. Das reichbebilderte Heft ist ein Führer durch viele Werkstätten weiblicher Künstler. Wir verdanken ihm ein größeres Verstehen für die künstlerische Sendung der Frau. In ihm beginnt auch der neue Roman „Die Masken der Ursula Beh“ von Anna Kampfein, der Ehenot und Eheleid einer Bühnenspielerin mit bildhafter Anschaulichkeit schildert. (Verlag G. Braun in Karlsruhe)